

ALEKSANDER K. KIKLEWICZ
(UNIWERSYTET WARMIŃSKO-MAZURSKI, OLSZTYN)

MICHAIL L. KOTIN
(UNIWERSYTET ZIELONOGÓRSKI, ZIELONA GÓRA)

EINIGE ASPEKTE DER DISKURSONTOLOGIE: DISKURS UND KOMMUNIKATION

Selected aspects of discourse ontology: Discourse and communication. Since discourse linguistics has been established, one of the leading principles of this new area of research is a congruence between discourse and communication which is regarded as an *opinio communis*. A communicative treatment of the discourse unavoidably presumes an overt intentionality in discourse production and reception. However, real discourses are often linguistic manifestations of non-communicative or at least restricted-communicative mental acts. The authors' claim is that the production of non-communicative and/or non-intentional discourses belongs to discourse practices which are by no means random phenomena. Such discourses are from the ontological perspective kernel areas of the symbolisation of human reflexions. The basic hypothesis does not, thus, recognise communication as a universal ontological base of the discourse analyses.

KEYWORDS: discourse, original functions of language, communication, non-communicative discourse practices, phatic discourses, text

THEORETISCH-METHODOLOGISCHE GRUNDLEGUNG, FRAGESTELLUNG UND GRUNDHYPOTHESE

Die Bestimmung der kategorialen Identität des Diskursbegriffs ist gemeinhin problematisch. Dies hängt vor allem mit einer starken Ambivalenz der Phänomene zusammen, die als Diskurse bezeichnet werden können. Aus operationeller Sicht können dabei mehrere, darunter gegebenenfalls konträre, Definitionen des Diskurses als legitim gelten, da die Quellen dieser Legitimation nicht in der Objektsphäre liegen, sondern vielmehr von der jeweiligen Forschungsaufgabe herrühren. Andererseits bedarf das Phänomen des Diskurses einer hierarchisch bedingten, systemhaften Behandlung, bei der ontologisch relevante Eigenschaften von Diskursen festgestellt werden müssen. Aus strukturalistischer Forschungsperspektive handelt es sich dabei vorrangig um eine „negative“ Zuordnung des Diskursbegriff mittels seiner Gegenüberstellung den verwandten Phänomenen, sodass nicht nur ermittelt wird,

was der Diskurs *ist*, sondern gerade, was er *nicht ist*, d.h. mit welchen Kategorien die Diskurskategorie eine Begriffsoption bildet.

Seit Kristeva (1968) und insbesondere seit Foucault (1971/1974) gilt der Diskurs als Phänomen der Intertextualität, das eine hierarchisch übergeordnete Stellung in Bezug auf den Text einnimmt in dem Sinn, dass die individuell geprägte Texterstellung dermaßen von überindividuell geprägter Diskursivität abhängt, dass man vom „Tod des Autors“ (Foucault) sprechen kann. Texte werden somit Diskursen untergeordnet und stellen lediglich eine individualisierte Form der Diskursgestaltung dar, wobei gerade der überindividuelle Diskurs lediglich über die Erstellung individueller Texte entscheidet. Diese metakommunikative Funktion des Diskurses wird in der „französischen Schule“ der Diskursforschung zum Forschungsimperativ erklärt, was unumgängliche Probleme für eine linguistisch ausgerichtete Diskursanalyse schafft, da damit der Forschungsgegenstand dermaßen aufgeweicht wird, dass die Anwendung einer angemessenen sprachwissenschaftlichen Methodologie fragwürdig wird. Ein Sprachwissenschaftler benötigt nämlich für seine Analyse stets eine Sprachform, auch wenn diese notgedrungen – wie gerade bei der Diskursforschung – als mittelbar auftreten muss. Auch wenn Diskursivität als Forschungsprinzip angewandt wird, muss letztendlich eine konkrete Erscheinungsform derselben vorliegen als handfeste Quelle für den zu untersuchenden Sprachstoff. Diese ist nun stets ein Textkorpus, selbst wenn dieses als ein vom „toten Autor“ erstelltes Kontinuum übergeordneter Diskursivität verstanden wird.

Frage ist nun, ob sprachwissenschaftlich arbeitende Diskursforscher sich dieses Dilemmas immer bewusst sind. Warnke/ Spitzmüller (2008: 22) sehen die Hauptaufgabe der Diskursanalyse in der Analyse gesellschaftlicher Praktiken, *die sich in der Kommunikation realisieren* (Hervorhebung von uns – A.K., M.K.). Ferner wird postuliert, dass nicht nur der Diskurs ein gesellschaftliches Konstrukt ist, sondern auch, dass die gesellschaftlichen Werte mittels des Diskurses konstruiert werden. Diese letztere These, die unmittelbar auf Foucault zurückgeht, erhebt eine interdisziplinäre Diskursforschung zum unumstrittenen Forschungsimperativ und ist die Grundlage für eine kritische Diskursanalyse, die die Probleme der gesellschaftlichen Kommunikation interdisziplinär behandelt (vgl. Januschek/ Redder/ Resigl 2012: 10). Die Interdisziplinarität ist ihrerseits nur dann sinnvoll, wenn dadurch weder das Forschungsobjekt noch die Grundmethodologie der einzelnen Disziplinen entschieden tangiert werden. Denn eine Methodologie interdisziplinärer Forschung, die jeder dazu gehörigen Forschungsmethodologie innerhalb der jeweiligen Einzeldisziplin essentiell artfremd wäre, ist bisher – wohl zum Glück! – nicht entwickelt worden.

In der vorliegenden Abhandlung wird daher vorgeschlagen, die Diskursforschung zunächst dermaßen zu gestalten, dass sie eine erforderliche Integrität mit den Methoden der Textlinguistik aufweist und andererseits das zentrale Problem der Relation zwischen Text, Diskurs und Kommunizieren auflöst. An Hand des Foucault'schen Begriffs der Diskurspraktiken wird nun überprüft, ob und inwiefern

sich diese immer und ausschließlich in der Kommunikation realisieren können. Die Grundhypothese diesbezüglich lautet wie folgt: Die kommunikative Dimension des Diskurses ist zwar ein wichtiges Zuordnungsmerkmal kommunikativ orientierter und kommunikativ organisierter Diskurse, doch werden die in Texten und durch Texte realisierten Diskurspraktiken nicht obligatorisch über die kommunikative Funktion bewerkstelligt. Es gibt daneben durchaus nichtkommunikative Diskurse (und somit nichtkommunikative Textformen), sodass Kommunikation keine universelle ontologische Grundlage für die Diskursanalyse liefert.

DISKURS, TEXT UND GENUINE SPRACHFUNKTIONEN

Die durch die französische Schule initiierte Diskursforschung basiert weitestgehend auf der französischen Kulturphilosophie, was sowohl die allgemeine Methodologie der Diskursanalyse als auch ihren Begriffsapparat bestimmt. Der Ausdruck *discours* gehört im Französischen zum Grundwortschatz und ist eine Ableitung vom Verb *discourir* 'reden, sich (sprachlich) ausdrücken, sprechen'. Somit enthält die Semantik dieses Substantivs und des zu Grunde liegenden Verbs eine „kommunikative Implikation“, indem sie valenzmäßig einen Sender und einen realen oder imaginären Empfänger einer sprachlichen Äußerung involviert. Diese Deutung liegt nun der modernen Forschungsrichtung zu Grunde, deren Mittelpunkt die Vorstellung vom Diskurs als „gesellschaftliche Kommunikation“ bildet. Laut der Definition von Karpiński (2013: 188) ist der Diskurs ein Kommunikationsprozess, an dem eine Gruppe von Akteuren (nicht unbedingt Menschen) in einer gewissen Umgebung teilnimmt. Gruber (2012: 25) betont, dass in den Abhandlungen einer kritischen Diskursanalyse (KDA) der Diskurs gemeinhin als durch Zeichen vermittelte Gesellschaftspraktiken verstanden wird.

Das in diesem Beitrag verfochtene Postulat nichtkommunikativer Textualität ist daher in der modernen Text- und Diskursforschung keinesfalls trivial oder selbstverständlich. Laut den bis heute als klassisch geltenden Textualitätskriterien von Beaugrand/ Dressler (1981: 3) gehört Intentionalität, welche bekanntlich per se Kommunikation impliziert, zu den sieben unveräußerlichen Kriterien der Textualität, woraus folgt, dass nichtkommunikative Texte Nicht-Texte sind (ibid.). Hinzu treten die von denselben Autoren aufgestellten sog. „regulativen Prinzipien“ des Textaufbaus, nämlich Effizienz, Effektivität und Angemessenheit, jedes von denen die Sender-Empfänger Relation stillschweigend voraussetzt. Brinker (2005: 12) stellt als erwiesen fest, dass die Geschichte der Textlinguistik strikt linear aufzufassen sei in dem Sinn, dass sie sich von der strukturalistischen Sprachwissenschaft und generativen Transformationsgrammatik zunehmend zur kommunikationsorientierten Textlinguistik mit pragmatischem Ansatz emanzipiert hätte. Allerdings hat schon Vater (³2001) in der Auseinandersetzung mit den von Beaugrand/ Dressler

aufgestellten Kriterien der Textualität zu Recht darauf hingewiesen, dass man wohl kaum mit den sieben Textualitätskriterien eine scharfe Grenze zwischen Text und Nicht-Text ziehen kann, da viele Texte lediglich dem Kohärenzprinzip entsprechen, während z.B. Kohäsion, aber auch viele andere Kriterien, darunter die uns hier interessierende Intentionalität, durchaus weglassbar sind.

Auch in der Sprechakttheorie werden vorwiegend kommunikativ orientierte Sprechakte untersucht, was durchaus verständlich ist, werden ja die Sprechakte in aller Regel aus der Perspektive der Maximen der sprachlichen Interaktion behandelt, welche eine erfolgreiche Kommunikation gewährleisten (vgl. die Arbeiten der Klassiker der Sprechakttheorie Austin, Searle, Grice u.a.). Illokutionen und konversationelle Implikaturen werden innerhalb dieser Abhandlungen grundsätzlich als pragmatische Mechanismen eingestuft, die Propositionen zu sprachlichen Äußerungen mit pragmatisch definierbaren Dominanten machen, etwa deklarativen, kommissiven, komitativen und anderen Sprachhandlungen (vgl. Polenz 2008: 298–327).

Dabei treten am häufigsten gerade weit verstandene *Gebrauchstexte* als Objekte von Diskursanalysen auf, d.h. explizit performative, empfängerorientierte Textsorten, wobei Texte ohne eine overte kommunikative Funktion deutlich unterrepräsentiert sind. Die nichtkommunikative Sprachverwendung wird in der modernen, dominant kommunikativ und intentional ausgerichteten Textlinguistik selten thematisiert, aber einige Ausführungen hierzu sind sehr aufschlussreich, vgl. u.a. Adamzik (2004: 112–116).

Offensichtlich verläuft ein Großteil unserer verbalen Aktivitäten in der Form einer gesellschaftlichen Interaktion, sodass ein kommunikativ orientiertes Herangehen an die Text- und Diskursforschung in einem hohen Grad begründet ist. Andererseits muss jedoch anerkannt werden, dass weder der Begriff der Sprache (*langue*) noch der Begriff der Rede (*parole*) mit dem Begriff der Kommunikation identisch sind. Wenn dem aber so ist, entsteht die Frage, ob man heute nicht doch einen neuen, nicht strikt an sprachliche Kommunikation und Intentionalität gebundenen Textbegriff braucht. Interessanterweise wurde die Frage nach einem neuen Textbegriff tatsächlich – sogar als eine mit Preisgeld ausgestattete Preisfrage – von der Gesellschaft für Angewandte Linguistik in Deutschland gestellt und im Sammelband von verschiedenen Gesichtspunkten behandelt (vgl. Fix/ Adamzik/ Antos/ Klemm 2002). Doch gehen auch die in diesem Band behandelten Probleme weitestgehend mit pragmatisch-intentionalem Herangehen an Text und Diskurs einher.

Nichtsdestoweniger sind auch andere Ansätze in der Text- und Diskursforschung vorhanden, welche eine alternative Sicht auf Textualität und Diskursivität hinsichtlich ihrer Ontologie und Genealogie favorisieren. Obgleich z.B. der berühmte russische Literatur- und Kulturtheoretiker Bachtin gemeinhin mit kommunikativ orientierter Forschungsrichtung der Sprache und des Textes assoziiert wird, hat er nichtsdestotrotz gerade von der expressiven Funktion der Sprache als ihrer genuinen Hauptfunktion gesprochen:

Die Sprache entspringt dem Bedürfnis des Menschen, sich zu äußern, sich zu objektivieren. [...] Die Sprache benötigt in ihrem Wesen nur den Sprecher und den Gegenstand seiner Äußerung; wenn die Sprache darüber hinaus als Kommunikationsmittel dienen kann, ist dies lediglich ihre Nebenfunktion, welche ihr Wesen nicht betrifft. Bei der Sprachbehandlung dürfen freilich weder die Sprachgemeinschaft noch die Anzahl der Sprechenden geschmälert werden, doch bei der Definition der Natur der Sprache muss stets beachtet werden, dass dieser Aspekt weder essentiell noch überhaupt unentbehrlich ist.

(1979: 245)

Auch gegenüber anderen Funktionen der Sprache, darunter insbesondere der kognitiven Funktion, erweist sich die kommunikative Funktion nicht automatisch als „hierarchisch überlegen“. Aus der Perspektive des Sprachursprungs können hier diverse Hypothesen aufgestellt werden, die zumindest in gleichem Maß als suffizient gelten. Freilich kann ausgerechnet die kommunikative Sprachfunktion als genuin angesetzt werden, wie dies Keller (2003) in seinem Modell der „unsichtbaren Hand“ tut, in welchem die menschliche Sprache von vornherein als Instrument zur Erreichung sozialer Ziele behandelt wird, sodass selbst ihr Ursprung direkt aus dieser Funktion abgeleitet wird. Aber genauso begründet kann man z.B. davon ausgehen, dass die Sprache eher einem spezifisch menschlichen Organ ähnlich ist, mit dessen Hilfe der Mensch die Phänomene der ihn umgebenden Welt – durch deren Bezeichnung – erkennt. Bei diesem Erklärungsansatz ist die kommunikative Sprachfunktion automatisch als sekundär einzuordnen.

Doch in der vorliegenden Studie handelt es sich nicht um Sprachursprung, sondern um kommunikative und nichtkommunikative Diskurse, sodass wir uns lediglich auf diese Anmerkungen bezüglich der Sprachgenese beschränken müssen.

KOMMUNIKATIVE UND NIHTKOMMUNIKATIVE TEXTUALITÄT BZW. DISKURSIVITÄT

Hier wird im Gegensatz zu der Mainstream-Behandlung von Text und Diskurs ein alternatives Herangehen vorgeschlagen, welches auf der Klassifikation der Sprechakte basiert, die bereits in Kiklewicz (2007) vorgenommen wurde, nämlich ihre Einteilung in kommunikative und nicht kommunikative (vgl. vor allem op. cit., 98–99). „A-gesellschaftliche“, egozentrische sprachliche Verhaltensweisen sind nämlich allgemein bekannt. Sie entsprechen der Genealogie der menschlichen Sprache und wurden zum ersten Mal von Piaget (1923/1983) auf der Basis seiner Experimente mit der Kindersprache ausführlich beschrieben. Die sprachliche (und nicht nur sprachliche) Aneignung der Umwelt durch das Kind ist laut Piaget Ergebnis seiner Orientierung in dem es umgebenden Raum. Der Egozentrismus des Kindes besteht darin, dass es „in diese Welt den Inhalt seiner Subjektivität projiziert“ (Piaget 1923/1983: 77). Das Kind ist sich seines Egozentrismus nicht bewusst,

es hält spontan „die eigene Perspektive für die einzig mögliche“ (ibid.: 86). Das unbewusst egozentrisch denkende Kind spricht logischerweise die egozentrische Sprache. Piaget stellt mit vollem Recht fest, dass diese Sprache nicht kommunikativ ist, da sich das Kind nicht dafür interessiert, ob es gehört und verstanden wird (ibid.: 21). Die ersten sprachlichen Äußerungen eines Kindes sind nach Piaget zu $\frac{3}{4}$ egozentrisch, im Alter von 6 Jahren sinkt diese Zahl auf die Hälfte und erst im Alter von 7–8 Jahren spricht das Kind etwa zu $\frac{3}{4}$ kommunikativ (ibid.: 23 ff.; 44; 48; 71). In der Frühphase des Spracherwerbs produziert das Kind nicht mehr als 13–14% gesellschaftlich bedingter informativer Äußerungen (vgl. Piaget 1994: 18–19). Ein Großteil seiner „Sprechakte“ betragen Äußerungen, welche von Piaget (ibid.) als Echolalie bezeichnet wurden, d.h. wiederholtes Sprechen vorgegebener lexikalisch-grammatischer Muster mit dem Zweck sprachlicher Akquisition, also *akquisitionale Sprechakte*, welche in keiner gängigen Nomenklatur der Sprechakte genannt werden.

Die Ontogenese ist hier mit der Phylogenese affin, sodass auch der kommunikative Anteil am Diskurs, wenngleich immer zunimmt, so doch keinesfalls nichtkommunikative Diskurspraktiken zu blockieren vermag. Viele davon dienen der Akkumulation des Wissens, seiner Abspeicherung, welche am besten gerade in Form sprachlicher Äußerungen erfolgen kann. Es kann diesbezüglich von *ethologischen* bzw. *ergonomischen* oder *applikativen* Sprachhandlungen gesprochen werden. Ihre Funktion besteht in einer bestimmten Organisation der kognitiven Tätigkeit des Individuums, z.B. in der Vereinfachung der kognitiven Bewältigung und weiteren Abspeicherung der Information. In Bezug auf Sätze des Typs *Anna geht in den Wald.*, *Frische Fische fischt Fischers Fritze.*, *Maus, Maus, komm heraus!* etc. kann man mit Zvegincev (1976: 185) und Norman (2005: 67) von *Pseudoäußerungen* sprechen. Zu ethologischen Sprachhandlungen gehören weitgehend auch Sonderformen kreativer Sprachtätigkeit, wie wissenschaftliches Schreiben, Erstellung eines Katalogs, Empfangsplanung, sprachlich vermittelte Datenerfassung etc.

Auch die oben bereits erwähnten akquisitionalen Sprachhandlungen sind durchaus nicht nur bei Kleinkindern anzutreffen. Interessant ist in diesem Zusammenhang ein historisch nachgewiesenes Ereignis aus dem Leben von Napoleon Bonaparte, der während seines Exils auf der Insel der Heiligen Helene mit großem Engagement Englisch lernte. Als außerordentlich fleißiger Schüler hat er nicht nur alle Lektionen aus dem Lehrbuch genau studiert, englische Zeitungen gelesen etc., sondern auch Briefe in englischer Sprache geschrieben, u.a. an den Grafen de Las Cases (vgl. Hicks 2011: 35). Später erinnerte sich de Las Cases in seinem Tagebuch, dass die zum Gefolge des entthronten Kaisers gehörenden Personen nicht verstehen konnten, was das Thema ihres Briefwechsels gewesen sein könnte. Der Grund war mitunter trivial: Napoleon übte sich im Schreiben auf Englisch, indem er u.a. damit rechnete, dass der Graf in seinen Briefen Sprachfehler korrigieren würde.

Darüber hinaus soll man auch bei Diskursen, welche sich gemeinhin als kommunikativ einordnen lassen, zwischen denjenigen unterscheiden, die grosso

modo Informationsaustausch und Mittelung neuer oder vermeintlich neuer Inhalte enthalten oder aber verschiedenartige Sprecherintentionen realisieren, und denjenigen, die vom bekannten polnischen Anthropologen Malinowski (1923) als „phatische Kommunikation“ („phatic communication“) eingestuft wurden. Die Letzteren behandeln allgemein bekannte Inhalte nicht mit dem Zweck, jemandem Neues mitzuteilen oder ihn zu etwas zu veranlassen, sondern lediglich, um die existenten sozialen Netze durch Äußerungsaustausch aufrecht zu erhalten. In diesem Sinn definiert Malinowski (1923: 315) phatische Kommunikation als „a type of speech in which ties of union are created by a mere exchange of words.“ Malinowski beruft sich in seinen Ausführungen auf die Ergebnisse seiner Feldforschungen unter den einheimischen Bewohnern Australiens, und zwar Fischern, die in ihrer Kommunikation zu Themen des soeben abgeschlossenen Fischfangs sich zu den Alltagsnarrativen geäußert haben, welche allen Gesprächsteilnehmern bekannt waren. Es ging dort also lediglich um pure Expressivität und Austausch von Emotionen, deren Funktion einzig und allein die Aufrechterhaltung sozialer Bindungen in der Kommunikationsgemeinschaft durch sprachlich ausgedrückte Empathie war (vgl. Malinowski 1923: 311–314). Rosaldo (1982: 203–204) weist in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hin, dass das pragmalinguistische Modell von Austin – Searle nicht als universell gelten kann, da die Kommunikation in vielen Gemeinschaften sich weitestgehend auf Ausführung gewisser Rituale beschränkt, welchen die phatische Funktion eigen ist. So war in der Gemeinschaft der Ilongoten, eines auf den Philippinen lebenden Volkes, der Sprechakt des Versprechens weder mit Aufrichtigkeit noch mit irgendwelchen Verpflichtungen des Senders verbunden. Es war ein strikt ritueller Akt, dessen Zweck darin bestand, der Sender-Empfänger-Beziehung mittels Empathie eine optimale emotionale Form zu verleihen. Die essentiellen kulturellen Differenzen in diesem Bereich demonstrieren Hofstede/Hofstede/ Minkov (2010: 107) am folgenden Beispiel. Ein holländischer Missionar, der eine Zeit lang in Indonesien lebte, erzählte darüber, wie ihn die Reaktion einheimischer Gemeindemitglieder auf folgendes Fragment aus dem Evangelium verblüfft hatte:

Mt. 21, 28-32:

Was meint ihr aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg. Er antwortete aber und sprach: Nein, ich will nicht. Danach reute es ihn und er ging hin. Und der Vater ging zum zweiten Sohn und sagte dasselbe. Der aber antwortete und sprach: Ja, Herr!, und ging nicht hin. **Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie antworteten: Der erste.** Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr. Denn Johannes kam zu euch und lehrte euch den rechten Weg, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und obwohl ihr's saht, tatet ihr dennoch nicht Buße, sodass ihr ihm dann auch geglaubt hättet.

Die Juden im Neuen Testament haben also verständlicherweise den ersten Sohn genannt, welcher den Willen des Vaters getan hat, was auch das Ziel des von Christus

erzählten Gleichnisses gewesen ist. Die Mitglieder der indonesischen Missionsgemeinde haben dies aber völlig anders, und zwar genau umgekehrt interpretiert. Nach ihrer Meinung war es genau der zweite Sohn, der „richtig“ gehandelt und somit den Willen seines Vaters getan hätte. Die Erklärung dafür sah wie folgt aus: Der zweite Sohn hat mit seinem Versprechen für die Einhaltung der formalen Ordnung gesorgt, während der erste sie unnötigerweise gestört hat. Dass nun der zweite Sohn sein Versprechen gar nicht erfüllt hatte, spielte für die Gemeindemitglieder dagegen keine große Rolle. Man könnte annehmen, dass es sich bei derart starken diskursrelevanten Differenzen einzig und allein um ethnohistorisch bedingte Divergenzen handelt, sodass z.B. jeder Europäer oder generell jeder, der in einer uns „naheliegenden“ Kultur aufgewachsen ist, die gleiche Antwort wie die Juden Christo gegeben hätten. Doch gibt es Evidenzen dafür, dass auch in diesen Fällen keine sichere Eindeutigkeit besteht. In demselben Buch (Hofstede et al. 2010: 107) wird nämlich berichtet, dass ein griechischer Schüler bei der Beantwortung derselben Frage die Zusatzfrage gestellt hat, ob in der Bibel gesagt wird, ob Andere dabei gewesen wären. Wenn ja, hätte der erste Sohn auf keinen Fall seinem Vater eine negative Antwort geben dürfen, um ihn nicht öffentlich zu beschämen. Hofstede et al. (ibid.) erklären dies damit, dass Griechenland nach ihrer Klassifikation ein Land mit „intermediate collectivism“ sei. Für unsere Fragestellung ist jedoch viel wichtiger, dass gewisse sprachliche Verhaltensmuster sich nicht den traditionellen, intentional geprägten Sprechakttypen zuordnen lassen bzw. unter gewissen Bedingungen davon abweichen können oder sogar müssen, darunter nicht unbedingt nur in radikal divergenten Sprach- bzw. „Diskurs“gemeinschaften. Freilich stellt dies Intentionalität derartiger Diskurspraktiken nicht grundsätzlich in Frage, handelt es sich ja offenkundig um eine anders motivierte Intentionalität. Dennoch unterliegt die Kommunikation, wie aus dem Dargestellten deutlich folgt, keinen linear prognostizierbaren „Maximen des Sprachhandelns“, die man z.B. bei Grice (1975) findet. Einerseits gelten nämlich derartige streng kommunikativ bzw. intentional konzipierte Konversationsmaximen nicht für alle Diskursgemeinschaften. Es genügt hier auf den radikalen Unterschied zwischen Individualismus und Hospitalität als regulierendes Grundprinzip des Sprachverhaltens hinzuweisen, um die Universalität pragmlinguistischer Ansprüche zu relativieren (vgl. Takahashi 2016). Andererseits gibt es auch in ethnokulturell durchaus „affinen“ Diskursgemeinschaften Diskursarten, welche gerade in Bezug auf ihre kommunikativ-intentionale Sensibilität zum Teil entschieden divergieren.

So sind allgemeine Muster phatischer Kommunikation freilich universell, auch wenn sie in den modernen sozial strukturierten Gesellschaften eine andere Stellung haben als z.B. bei so genannten „primitiven“ Völkern. Hier nur ein Beispiel zur Illustration aus der englischen Gegenwartssprache. Wenn die Äußerung *how do you do?* als tatsächliche Frage konzipiert und im perlokutiven Akt z.B. mit *I am fine, thanks!* beantwortet wird, haben wir mit einer einfachen, intentional geprägten Kommunikation zu tun, auch wenn diese maximal formalisiert sein kann. Wenn dieselbe Phrase jedoch als pure Empathiefloskel empfunden wird, kann sie – aus

kommunikativ-intentionaler Sicht unlogisch – mit derselben Phrase *how do you do!* erwidert werden. Beide Äußerungen müssen in diesem Fall exklamative Prosodie aufweisen und werden keinesfalls interrogativ gelesen. Sie sind somit phatische Kommunikationsakte per excellence.

Im weit verstandenen europäischen Kulturkreis können heute zunehmend Diskurspraktiken registriert werden, deren ontologische Grundlegung jenseits der intentional interpretierbaren Kommunikation zu suchen ist. Sie stellen eine gewisse Rückkehr zu sehr alten Diskursmodellen dar, deren Dominante im Bereich ritualisierter Sprechfähigkeit liegt. Hierzu gehören u.v.a. Eid bzw. Gelübde, die zunehmend neben den dafür üblichen Bereichen des Militärs, der Kirche etc. neue gesellschaftliche Institutionen erobern. So soll jede(r) neu immatrikulierte(r) Studierende(r) bei der Einweihung des neuen Studienjahres einen Eid ablegen, dessen Text u.a. das Gelübde enthält, „den Idealen des Humanismus treu zu sein“. Dies ist freilich ein rein formaler Akt, der realisiert werden soll, unabhängig davon, ob die jeweilige Person tatsächlich den „Idealen des Humanismus“ treu sein will (und wird), ja ob sie überhaupt versteht, was eine derartige Treue eigentlich bedeutet. Der Druck des Ritus ist dennoch so stark, dass niemand an den Sinn der Äußerung denkt. Was zählt, ist einzig und allein die Teilnahme am Ritual sowie die Übereinstimmung des individuellen Sprachverhaltens mit dem gemeinhin existierenden und jenseits jeglicher kommunikativer Intentionen der Sprecher liegenden Szenario. Die allgemeine Intention kann somit als bloße Realisierung zugewiesener Sprecherrollen bestimmt werden. Duszak (2005: 47–48) spricht in solchen Fällen von nicht gelungener, vermeintlicher bzw. Quasi-Kommunikation. Dadurch werde nach Duszak (ibid.: 49–50) eine ritualisierte Mystifikationskultur kreiert, in der so genannte *buzz-words* als Signale einer gesellschaftlichen Identifikation des Sprechers funktionieren. Derartige semi-kommunikative Floskeln, viele von denen nur teilweise oder gar nicht richtig verstanden werden, betrachtet die Autorin als eine Eigenschaft der Globalisierungsprozesse, in deren Folge Transaktion von Identifikation entschieden getrennt werde. Die Wiederholung semantisch und pragmatisch „leerer“ Signale gebe keine Befriedigung vom Kommunizieren, da die Teilnahme daran dadurch eingeschränkt werde, dass die phatische Funktion der Sprache über deren kommunikative Funktion zu dominieren beginne.

Die Idee nichtkommunikativer Diskurse ist auch anderen Forschern nicht fremd. Eine etwas „exotische“, dabei aber keinesfalls unkorrekte Diskursdefinition als „Fluss des Wissens durch die Zeit“ liefert z.B. Jäger (2004: 132–133). Nun kann man Wissen und generell Information nicht nur vermitteln, sondern auch – dabei gar nicht unbedingt auf kommunikativem Weg – sich aneignen. Jägers Definition enthält aber gerade keinen Hinweis auf Kommunikation. Auch Ehlich (2007: 18) definiert den Diskurs, ohne dabei den Kommunikationsbegriff zu bemühen:

Diskurse verstehe ich als über den Zusammenhang von Zwecken konstituierte Musterfolgen, die sich an der sprachlichen Oberfläche als Abfolge sprachlicher Handlungen darstellen.

Januschek/ Redder/ Resigl (2012: 13) verweisen darauf, dass der Autor des Konzepts der Diskursanalyse Michel Foucault diesen Begriff nicht mit dem des Dialogs identifiziert, sodass wiederum die kommunikative Dominante in der Begriffsdefinition von Diskurs in den Hintergrund tritt.

Im Bereich der pragmlinguistischen Forschung, darunter in der funktionalen Pragmatik, dominiert das Interesse an der Aktivität des Senders und ihrer Wirkung beim Empfänger. Davon rührt die besondere Beachtung und Favorisierung solcher Grundbegriffe der Sprachpragmatik und Kommunikationsforschung wie Proposition, Intention und Illokution. Diese Sachlage ergibt sich laut der *communis opinio* gemeinhin aus der so genannten „pragmatischen Wende“ in der Linguistik, unter der ein in der zweiten Hälfte des 20. Jh. stattgefundener Paradigmenwechsel verstanden wird, welcher die Intentionalität der sprachlichen Tätigkeit deutlich in den Mittelpunkt stellte. Den stärksten Einfluss übte die Pragmatik – zumindest in der europäischen Sprachwissenschaft – auf die Textlinguistik aus, welche sich von der Erforschung satzübergreifender Strukturen auf intentional ausgerichtete Analyse der Textproduktion und -rezeption umorientierte (vgl. Feilke 2000: 64–82). Aber auch darüber hinaus weitete sich die pragmatische Sichtweise auf Sprache auf so gut wie alle Teilgebiete der Linguistik aus. Die Herkunft der instrumentellen Sprachbehandlung ist neben den bahnbrechenden Arbeiten von Wittgenstein (1922, 1953) und Morris (1938), wo die These „Bedeutung ist Gebrauch“ aufgestellt und somit eine eindeutige Bindung des Sprachzeichens an den Sprachbenutzer favorisiert wurde, den allgemeinen Grundlagen des Behaviorismus zu verdanken. Im Letzteren ist nämlich die Kette „Stimulus – Reaktion“ zentral, was automatisch eine Sonderrolle der Sender-Empfänger-Relation im Sprechakt profiliert.

Dennoch gründet sich die moderne Zivilisation in einem starken Maß auf Aktivitäten anderer Art – Informationssuche, Klassifikation, Selektion und Anwendung des Wissens, und zwar weitgehend unabhängig von deren kommunikativem oder nichtkommunikativem Charakter. Gerade dieses letztere Muster medialer Kultur stellt die *uses- and gratification theory* (abgekürzt *U&G theory*) dar (vgl. Levy/ Windahl 1985). Ihr Leitgedanke basiert auf der Annahme, dass der Informationsempfänger selbst über Informationsquellen und -mittel entscheidet, sodass die Medienwirkung in letzter Instanz von den Präferenzen der Öffentlichkeit abhängt. In der medialen Kommunikation fällt dabei die führende Funktion in der letzten Zeit der Konsumtion zu. Für die Diskursanalyse bedeutet diese Sichtweise, dass nicht die Quellen der Medienwirkung, sondern vielmehr Motive und Kompetenzen der Nutzer zunehmend zum Gegenstand der Diskursanalyse werden (vgl. Michalczyk 2008: 28). Die Grundmotive der Informationssuche und -auswahl sind laut dieser Konzeption Bedürfnisbefriedigung bzw. Vorteilssuche. In einer Beispielsituation, wo der Informationsempfänger eine Internetrecherche durchführt, wäre die Vermutung einer Kommunikation eher problematisch. Freilich könnte man hier einen weit verstandenen „Dialog mit dem Text“ postulieren, aber diese Annahme wäre eher „realitätsfremd“ – man denke nur an das Fehlen des Grundparameters öffentlicher

Kommunikation, nämlich der klassischen Interaktion. Der Empfänger bleibt in diesem Fall tête-à-tête mit der medialen Informationsquelle und nimmt dabei nicht an gesellschaftlichen Relationen teil, sondern befriedigt lediglich seine individuellen Bedürfnisse, u.a. Neugier, emotionale Entladung, Unterhaltung etc. In diesem Zusammenhang spricht man von der „hedonistischen Funktion“ der Massenmedien oder auch vom „Kult des Angenehmen“ im Internet (vgl. Drużycki 2005: 307–308). Häufig werden Medienrecherchen vom Phänomen der so genannten Sensationssuche (*sensation-seeking*) begleitet (vgl. Winterhoff-Spurk 2004: 72). Es handelt sich hierbei u.a. um gezielte Suche nach neuen Eindrücken, Auslösen oder Verstärkung psychischer Spannung sowie Bereitschaft, ein damit verbundenes psychisches oder gesellschaftliches Risiko auf sich zu nehmen (*ibid.*). Laut der *Theorie optimaler Stimulation* (vgl. Joachimsthaler/ Lastovicka 1984) haben Presseleser (insbesondere die Leser von Werbeanzeigen), Fernsehzuschauer, Rundfunkzuhörer und Internetsurfer das Bedürfnis, die Aktivität ihres Bewusstseins bzw. ihre emotionale Spannung ständig auf einem gewissen, jeweils individuell geprägten Niveau aufrecht zu erhalten. In einer Situation, wenn ihre innere Aktivität unter dieses Niveau fällt, tritt das Gefühl der Langeweile auf, was seinerseits zur Suche neuer Stimuli führt, welche eine Rückkehr zum erwarteten Niveau innerer Aktivität bewerkstelligen würden. Die Mediennutzung zu diesem Zweck hat mit Kommunikation wenig zu tun, können ja vergleichbare Effekte *mutatis mutandis* durch andere Mittel als (Sprach) zeichen erreicht werden, u.a. Alkohol- und Rauschgiftkonsum, Bewunderung schöner Landschaften, Sport, Sex etc. So schreibt Pačalska (2005: 63), in abendländischer Kultur werde das Glück zunehmend zu einer Art Marktware. Ähnlich bezeichnet der russische postmodernistische Schriftsteller Viktor Pelevin (1999: 21–22; 129–133) die Werbeindustrie als Glücksverkäufer, genauer als Verkäufer der von ihr selbst geschaffenen Muster (Patterns) imaginärer Glücksbilder. Eine theoretische Erfassung dieses und vergleichbarer Phänomene, welche unter dem Dachbegriff „rhetorischer Selbsttäuschung“ vereinigt werden und diverse Arten diskursiv organisierter „gesellschaftlicher Lügen“ durch Sprache umfassen, ist im Buch von Antos/ Fix/ Radeiski (2014) mustergültig präsentiert worden.

Eine besondere Beziehung zur Kommunikation haben ferner fiktionale Diskurse. Die Expression des Verfassers eines literarischen Kunstwerks hat nicht selten egozentrischen Charakter. Hier ist weder ein realer noch ein potentieller Adressat vorgesehen. Insbesondere betrifft dies avantgardistische Texte, die in einer neuen Subsprache geschaffen werden. In diesem Fall fehlt die übliche Kompetenz-Performanz-Relation, die durch ein vielmehr umgekehrtes Kontinuum von Rede als Tätigkeit und Sprache als System ersetzt wird: Der Code wird nämlich, wie u.a. im Dichtwerk des russischen Futuristen Chlebnikov, unmittelbar im Text erschaffen. Der Autor derartiger Werke löst eher eigene weltanschauliche, existentielle und künstlerische Probleme statt einen unmittelbaren Interaktionsakt mittels Sprachzeichencode zu produzieren. Die russische Forscherin Silman (1977: 179) behauptete daher, die kommunikative Funktion eines Lyrikwerks sei sekundär:

Ein Vers sei nämlich keinerlei ein an jemanden gerichtetes Kommunikat (obgleich dies im Prinzip natürlich auch durchaus möglich ist), sondern in erster Linie ein Gespräch des Dichters mit sich selbst.

Nichtkommunikativ konzipierte Strategien der Textgestaltung können ferner bewusst durch Gattungs- bzw. Stilbruch kreiert werden (vgl. Eroms 2014: 20 ff.; 34f.), was im Falle ihrer konsequenten Durchsetzung zur Produktion der vom Autorstil geprägten, individuellen, konzeptuell nichtkommunikativen Diskursen führen kann. Derartige Diskurse sind insbesondere in der Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts anzutreffen, u.a. im literarischen Absurditätsdiskurs oder aber – später – im Diskurs der Postmoderne. Als Musterbeispiel können hier Erzählungen des russischen Schriftstellers und Dichters Daniil Harms dienen, die zwar formal-kompositionell als narrative Texte gestaltet sind, inhaltlich jedoch alle Erwartungen, die ein Leser mit den Erzählgenres verbindet (Handlungsprogression, wachsende Spannung, Erzähllöhepunkt, Konfliktlösung etc.) bewusst vernachlässigen. Dadurch entstehen Quasi-Erzählungen, die inhaltlichen Leerlauf der genremäßig geforderten Textpartien präsentieren und die Lesererwartungen bewusst täuschen, wodurch dann notgedrungen eine Adaptation des Rezipienten an die individuellen Konzepte des Textproduzenten vorausgesetzt wird, die jegliches „kooperatives Verhalten“ von Sender und Empfänger ausschließt und eine autorgesteuerte, musterferne Quasi-Kommunikation schafft, vgl.

Даниил Хармс, *Встреча*

Вот однажды один человек *пошел* на службу, да по дороге *встретил* другого человека который, купив польский батон, *направлялся* к себе восвояси. *Вот, собственно, и всё.*

Daniil Harms, *Eine Begegnung*

Nun ging ein Mann *einmal* zur Arbeit und *begegnete* unterwegs einem anderen Mann, der nachdem er ein Laib polnisches Brot gekauft hatte, nach Hause *zurückkehrte*. Das wäre *eigentlich* alles.

Даниил Хармс, *Северная сказка*

Старик, не зная зачем, пошел в лес. *Потом вернулся* и *говорит*: – *Старуха, а старуха! Старуха так и повалилась. С тех пор* все зайцы зимой белые.

Daniil Harms, *Ein Nordmärchen*

Ein alter Mann *ging* ohne Ziel in den Wald. *Dann kam* er zurück und *sagt* zu seiner Frau – *Alte! Alte! Die Alte fiel* auf einmal *um*. *Seit jener Zeit* sind alle Hasen im Winter weiß.

Admoni (1994: 120) hat in seiner Texttypologie eine eindeutige Verbindung zwischen Texttyp und Kommunikation vorgeschlagen. Dabei ging er davon aus, dass Texttypen bzw. Textsorten sich je nach deren kommunikativem Potential wesentlich voneinander unterscheiden. Künstlerische Texte hielt er, ähnlich zu Silman, für egozentrisch geprägten Texttyp, der seinem Wesen nach keiner kommunikativen Determiniertheit bedarf. Weitere nicht primär kommunikativ geprägte Texttypen seien nach Admoni (ibid.) sakrale oder utilitäre Texte. Diese Feststellung deckt sich in einigen Punkten mit den von Adamzik (2004: 112–116) vorgeschlagenen Mustern nichtkommunikativer Sprachverwendung.

Diese Liste muss um rituelle Diskurse und andere kanonische Diskursformen ergänzt werden. Nuyts (1997: 65) bemerkt zu Recht, dass man die Rolle der Intention in der Kommunikation nicht überbewerten soll, u.a. angesichts der Tatsache, dass es Kulturgemeinschaften gibt (z.B. in Asien, Ozeanien oder Afrika), in denen Intentionalität des Sprachverhaltens, im Gegensatz zu Europa und Nordamerika, nicht ausschlaggebend ist (vgl. die oben angeführten Belege hierfür).

FAZIT

Wenn es sich um die Diskurs-, aber auch um die Textdefinition handelt, so wird hier demzufolge davon ausgegangen, dass

der Text bzw. Diskurs aus linguistischer Sicht sich nicht allein über die kommunikative Intention seines Emittenten, ja nicht primär über diese, definiert werden kann. Um es etwas extrem auszudrücken: Ein Wahnsinnsgelächter eines Sterbenden oder geistig Gestörten, ein Selbstgespräch, ein Gebet oder ein Tagebuch sind nicht weniger Texte als ein Bewerbungsschreiben, ein Einstellungsgespräch oder ein Werbespot.

(Kotin 2007: 269)

Texte und somit auch notgedrungen Diskurspraktiken können daher wohl kaum einzig, ja gar vorrangig über Kommunikation definiert werden. Dies betrifft übrigens nicht nur die oben erwähnten Diskurstypen, sondern auch viele andere, darunter nicht künstlerisch gestaltete oder ritualisierte Diskurspraktiken. Der Diskursbegriff kann somit weder mit dem Begriff der gesellschaftlichen Praxis noch mit dem Begriff des kommunikativen Ereignisses abgedeckt werden. Diese sind lediglich spezifische Erscheinungsformen des Diskurses, der sich aus wissenschaftlicher Perspektive als Phänomen der Tätigkeit mittels Sprache kategorisieren lässt, und zwar weitestgehend unabhängig von der Spezifizierung ihres Kontextes und von äußeren (außersprachlichen) Bedingungen und Voraussetzungen.

LITERATUR

- ADAMZIK, K. (2004): *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*, Tübingen, Niemeyer.
- ADMONI, V.G. (1994): *Sistema form rečevogo vyskazyvanija*, St. Petersburg, Nauka (LO).
- ANTOS, G./ FIX, U./ RADEISKI, B. (Hrsg.) (2014): *Rhetorik der Selbsttäuschung*, Berlin, Frank & Timme Verlag.
- BACHTIN, M.M. (1979): *Estetika slovesnogo tvorčestva*, Moskau, Iskusstvo.
- BEAUGRANDE, R.-A. DE/ DRESSLER, W.U. (1981): *Einführung in die Textlinguistik*, Tübingen, Niemeyer.
- BRINKER, K. (2005): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, 6. Überarb. u erw. Aufl., Berlin, Erich Schmitt Verlag.

- DRUZYCKI, K. (2005): „Szczęście i przyjemność w internecie. Nowe perspektywy badawcze”, in: DUSZAK, A./ PAWLAK, N. (Hg.): *Anatomia szczęścia. Emocje pozytywne w językach i kulturach świata*, Warszawa, WUW, 307–314.
- DUSZAK, A. (2005): „O potrzebie komunikacji udanej”, in: DUSZAK, A./ PAWLAK, N. (Hg.): *Anatomia szczęścia. Emocje pozytywne w językach i kulturach świata*, Warszawa, WUW, 43–51.
- EHLICH, K. (2007): *Sprache und Sprachliches Handeln*. Bd. 1. *Pragmatik und Sprachtheorie*, Berlin–New York, de Gruyter.
- EROMS, H.-W. (2014): *Stil und Stilistik. Eine Einführung*. 2., neu bearb. u. erw. Aufl., Berlin, Erich Schmidt Verlag.
- FEILKE, H. (2000): Die pragmatische Wende in der Textlinguistik, in: BRINKER, K. et al. (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation 1*. Berlin–New York (de Gruyter), 64–82.
- FIX, U./ ADAMZIK, K./ ANTOS, G./ KLEMM, M. (Hg.) (2002): *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*, Frankfurt a. M. [u.a.]: Peter Lang Verlag.
- FOUCAULT, M. (1971): *L'ordre du discours*, Paris, Gallimard; Deutsch (1974): *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt. Suhrkamp.
- GRICE, H.P. (1975): „Logic and conversation”, in: COLE, P./ MORGAN, J.L. (eds.): *Syntax and Semantics*, Vol. 3, *Speech Acts*, New York, Academic Press, 41–58.
- GRUBER, H. (2012): „Funktionale Pragmatik und Systemisch-funktionale Linguistik – ein Vergleich”, in: JANUSCHEK, F./ REDDER, A./ RESIGL, M. (Hg.): *Kritische Diskursanalyse und funktionale Grammatik*, Osnabrück, OBST, 19–47
- HICKS, P.G.B. (2011): „Napoleon’s English lessons (polskie tłumaczenie z angielskiego)”, *Mówią wieki – Magazyn Historyczny*, 2, 32–36.
- HOFSTEDE, G./ HOFSTEDE, G.J./ MINKOV, M. (2010): *Cultures and Organizations: Software of the Mind. Intercultural cooperation and its importance for survival*, 3rd ed. New York, McGraw-Hill.
- JÄGER, S. (2004): *Kritische Diskursanalyse: Eine Einführung*, Duisburg, DISS-Verlag.
- JANUSCHEK, F./ REDDER, A./ RESIGL, M. (Hg.) (2012): *Kritische Diskursanalyse und funktionale Grammatik*, Osnabrück, OBST.
- JOACHIMSTHALER, E.A./ LASTOVICKA, J.L. (1984): „Optimal stimulation level-exploratory behavior models”, *Journal of Consumer Research* 11/3, 830–835.
- KARPIŃSKI, M. (2013): „O dyskurs-analitycznej praktyce”, in: UCHVANOVA, I. et al. (Hg.): *La Table Ronde*. Vypusk 2. Lingvistika diskursa i perspektivy jejo rayvitija v paradigme sovremennoj slavistiki, Minsk, RIVŠ, 187–205.
- KELLER, R. (2003): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*, 3., durchges. Aufl., Tübingen und Basel, Francke Verlag.
- KIKLEWICZ, A. (2007): *Tęcza nad potokiem. Kategorie lingwistyki komunikacyjnej, socjolingwistyki i hermeneutyki lingwistycznej w ujęciu systematycznym*, Łask, Leksem.
- KOTIN, M.L. (2007): *Die Sprache in statu movendi. Sprachentwicklung zwischen Kontinuität und Wandel*. Zweiter Band. *Kategorie – Prädikation – Diskurs*, Heidelberg, Winter Verlag.
- KRISTEVA, J. (1968): Problèmes de la structuration du texte, *Linguistique et littérature*, 11, 55–64.
- LEVY, M./ WINDAHL, S. (1985): „The concept of audience activity”, in: ROSENGREEN, K.E./ WENNER, L.A./ PALMGREEN, P. (eds.): *Media gratifications research: Current perspectives*. Beverly Hills–London–New Delhi, Sage, 109–122.
- MALINOWSKI, B. (1923): „The problem of meaning in primitive languages”, in: OGDEN C.K./ RICHARDS, I.A. (eds.): *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language Upon Thought and of the Science of Symbolism. Supplementary Essays by B. Malinowski and F.G. Crookshank*, New York–Harcourt, Brace & World, Inc.
- MICHALCZYK, S. (2008): „Stare i nowe idee w teorii uses and gratifications”, *Zeszyty Prasoznawcze*, LI/3–4, 27–41.
- MORRIS, C.W. (1938): *Foundations of the Theory of Signs*, Chicago, University of Chicago Press.

- NUYTS, J. (1997): „Intentionalität und Sprachfunktionen”, in: PREYER, G./ ULKAN, M./ ULFIG, A. (Hg.): *Intention – Bedeutung – Kommunikation. Kognitive und handlungstheoretische Grundlagen der Sprachtheorie*, Opladen, Westdeutscher Verlag, 51–71.
- PELEVIN, V. (1999): *Generation ‘P’*, Moskau, Vagrus.
- POLENZ, P. VON. (2008): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. 3. Aufl., Berlin–New York, de Gruyter.
- ROSALDO, M.Z. (1982): „The things we do with words”, *Language in Society*, XI, 203–237.
- SILMAN, T. (1977): *Zametki o lirike*, Leningrad, Sovetskij pisatel' (LO).
- TAKAHASHI, Y. (2016): „Individualismus und Hospitalität. Ein Vergleich europäischer und japanischer Verhaltensweisen”, in: OGAWA, A. (Hg.): *Wie gleich ist, was man vergleicht? Ein interdisziplinäres Symposium zu Humanwissenschaften Ost und West*, Tübingen, Stauffenburg Verlag, 73–82.
- VATER, H. (2001): *Einführung in die Textlinguistik. Struktur und Verstehen von Texten*, 3., überarb. Aufl., München, Fink.
- WARNKE, I./ SPITZMÜLLER, J. (2008): „Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik. Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen”, in: WARNKE, I.H./ SPITZMÜLLER, J. (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, Berlin–New York, de Gruyter, 3–54.
- WINTERHOFF-SPURK, P. (2004): *Medienpsychologie. Eine Einführung*, 2. Aufl., Stuttgart, Kohlhammer.
- WITTGENSTEIN, L. (1922): *Tractatus logico-philosophicus*, New York, Routledge.
- WITTGENSTEIN, L. (1953): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M., Suhrkamp.
- ZVEGINCEV, V.A. (1976): *Predloženiye i jego otnošenije k jazyku i reči*, Moskau, MGU.